

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Eine alte Liebschaft

[urn:nbn:de:bsz:31-338337](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338337)



### Eine alte Liebschaft!

„Diese alte Liebschaft war für meine Gemeinde von eminenten Tragweite!“ sagte mir — in echt schwäbischer Rede — der allezeit liebenswürdige Schultheiß des württembergischen Schwarzwaldorfes D. . . , das — seit Jahren schon — von Luftschnappern gerne aufgesucht wird. Da gibts würzige Höhenluft und gute Wirtschaftshäuser. Eine biedere Bevölkerung, die noch nicht allzusehr angefränkelt ist von der Kultur, macht dem Naturfreunde den Aufenthalt angenehm, und niemand scheidet unbefriedigt aus diesen uralten, gewaltigen Tannengründen.

Was mir der Ortsgewaltige, der seine Weisheit aus Gemeindearchiv und Kirchenbüchern schöpfte, über die alte Liebschaft und ihre „eminente Tragweite“ berichtete, will ich hier wieder erzählen, weil sich der Stoff ganz besonders für eine Kalendergeschichte eignet.

In der Zeit vor bald zweihundert Jahren bestand diese Waldgemeinde nur aus einer Anzahl, auseinandergelegener Höfe, die von den Bewohnern schlecht und recht bewirtschaftet wurden.

Damals hauste auf einem der Güter ein junger Bauer namens Ulrich Schäuble, dem es nicht gelingen wollte, sich aus den Töchtern der Heimat ein Weib zu erkiesen.

In früheren Jahrhunderten waren einsam gelegene Schwarzwaldgemeinden häufig der Zielpunkt für Heimatlose aller Art. — In des Waldes tiefsten Gründen ließ sich im sonnigen Frühling, in den heißen Sommertagen und selbst noch im kühlen Herbst gut wohnen unter Gottes Dach. Einsam gelegene Bauern-

siedlungen wurden dann von Freibeutern männlichen und weiblichen Geschlechts überlaufen, und die Besitzer mußten wohl oder übel ihren Tribut geben zum Unterhalt nutzlosen Gefindels. Nur mit scharfen Hunden und geladenen Schießgewehren konnten sie sich wirksam dieser Bedränger erwehren.

Zigeuner-Karawanen, die vom Schwabenland dem Rhein zustrebten, nahmen gerne kurzen Aufenthalt in dem Walddorf, wo ihnen kein Sicherheitswächter die Schriften abverlangte. — Und wenn eine solche fremdländische Bande gar Purzelbäume schlagen, auf dem Seil tanzen und schön aufspielen konnte, wurde sie empfangen, als ob sie aus einer anderen Welt käme.

Da fanden sich nach des Tages Mühen vor „dem Rößle“, dem einzigen Gasthaus weit und breit, die nimmermüden Menschen ein. Sie ergöbten sich an den Sprüngen der Puztamänner und lauschten gierig den glühenden, eindringlichen Weisen der Instrumente. Das waren Feste eigener Art für die hartgebeizten Höhenbewohner.

So um das Jahr 1755 herum war einmal eine besonders gut ausgestattete Karawane erschienen, die es nicht sehr eilig hatte mit dem Weiterziehen. Drei große Wohnwagen waren mit guten Pferden bespannt, und die Männer, Weiber und Kinder — wohl zwanzig an der Zahl — glühten in ihrer malerischen Gewandung, nicht gewöhnlichem fahrenden Volk.

Der Gemeindevorsteher weiß zu erzählen, daß der Oberste dieser Karawane, die sich zehn Tage und zehn Nächte — gern gesehen von allen Bewohnern — im Dorfe aufgehalten habe, etwas „Hohes“ gewesen sei. Er wählt Hauptmann einer weitverzweigten Genossen-

schaft  
der  
nern  
nach  
Haupt  
Quasi  
befräng  
in eine  
müsse,  
Gold  
Begleit  
Allerha  
Wagen  
damit  
fahrt  
Höhen,  
heizen  
Ruhe  
sonst  
Weib

Ben  
ohne  
frißhe  
Rößle  
erfreu  
digung  
wird  
ja imm  
Ja  
in der  
frohem  
etwas  
Wunde  
berück  
schen  
— Ein  
der, m  
sonst  
ten sich  
nieder  
Nur  
Schäub  
geschm  
Weib  
zu beh  
fügsam  
Borte.  
Schäub  
hatte,  
— Er  
und w  
war er

schaft sei er gewesen. — Der Chronist setzt hinzu, daß der Zigeunerhauptmann von den erwachsenen Männern seines Stammes gewählt werde und daß ihm nach erfolgter Wahl als Zeichen seiner Würde das Haupt mit einem dreieckigen Hut — mit silberner Quaite — bedeckt werde. Auch werde ihm auf einem bekränzten Teller ein Krug Wein präsentiert, den er in einem Zuge leeren und darauf von sich schleudern müsse, daß er in Scherben zerschele.

Goldschmied war der Hauptmann und auch seine Begleiter hatten dieses edle Kunsthandwerk erlernt. Allerhand kostbare Geräte und Zierrat waren in den Wagen wohlverwahrt. — Handel und Tausch wurde damit getrieben. Das war der Zweck der Karawanenfahrt ins rheinische Land. — Auf des Schwarzwalds Höhen, vor dem Abstieg zum Rhein, nach der langen, heißen Sommerreise aus dem fernen Ungarland der Ruhe zu pflegen, bestimmte das Oberhaupt zu dem sonst ungewohnten längeren Aufenthalt. Mann und Weib verschliefen die Tage in der kühlen Höhenluft.

Wenn der Gemeindechronist noch lebte, so würde der ohne Zweifel behaupten, das seien die ersten Sommerfrischler von D. . . . gewesen. Und wenn die heutige Möhlewirtin diese Geschichte erfährt, so wird sie diese erfreuliche alte Tatsache fernerhin in ihren „Ankündigungen“ entsprechend bewerten. Der Möhlewirt wird zwar sagen, das sei dummes Zeug, aber sie hat ja immer das letzte Wort.

Ja — und die Abende verbrachten die Zigeuner in der großen Schankstube des Möhlewirtshauses bei frohem Singsang und zauberhaftem Saitenspiel. So etwas hatte man im Dorfe noch nie gehört und kein Wunder war es, daß besonders das junge Volk ganz verzückt war von den einschmeichelnden fremdländischen Tönen. Aber auch die Alten ließen sich anlocken. — Eine solche Gelegenheit komme nicht so bald wieder, meinten sie. Selbst Weiber, die ihren Männern sonst das ganze Jahr keinen Schoppen gönnten, machten sich herzu und wichen nicht, bis Mitternacht hernieder sank und aller Lustbarkeit ein Ende machte.

Nur eine ältere Bäuerin, die Mutter des Ulrich Schäuble vom „unteren Hof“, warnte laut vor den geschmeidigen braunen Gesellen und den glutäugigen Weibsbildern, die nur dazu da seien, die Mannsleute zu beherzen. Aber nicht einmal ihr einziger sonst so küglicher Sprößling hörte auf ihre eindringlichen Worte. Nicht einmal die bitteren Tränen der Witwe Schäuble, denen „der Bub“ sonst nie widerstanden hatte, versingen jetzt mehr bei dem verstockten Sünder. — Er kam aus dem Möhle fast gar nicht mehr heim und wenn er bei Tag sich an die Feldarbeit machte, war er verträumt und unlustig. — Die Mutter konnte

auch beobachten, wie eine von den schwarzen Hexen — ein junges Mädchel mußte es sein — in seiner Nähe herumtrich, sich wohl auch zu ihm gesellte und sich unterweisen ließ in den häuerlichen Sautierungen, bei denen er gerade war. — Das wäre ja an sich nicht gerade etwas Schlimmes gewesen, denn es geschah am helllichten Tage auf freiem Feld. — Wenn aber das schwarze junge Weibsbild, das stolz daherschritt wie eine Königin, den armen Buben verherzte! — Entsetzen und Verzweiflung packte die erregte, sorgende Mutter.

Ihrem Bruder, der das Amt des Gemeindeoberhauptes inne hatte, klagte die Witwe Schäuble ihre schwere Herzensnot und suchte ihn zu bestimmen, den baldigen Abschub der Zigeunertruppe herbeizuführen. Der lachte ihr ins Gesicht: er war ja selber einer der eifrigsten Besucher der herrlichen Gesangs- und Musikabende.

„Sei doch froh, daß dein zahmer Bub, der sonst nie von einem Weibsbild etwas wissen wollte, auch einmal Feuer fängt! Das Mädchel wird ihn nicht gleich ganz verherzen!“ suchte der Bauer die untröstliche Schwester zu ermuntern.

„Ja — aber denk auch: an eine Heidin, an eine Zauberin, an ein Wagenmensch soll mein armer Bub sich wegwerfen! — Das ist mehr als Sünde! Das ist Teufelspud!“ jammerte die Frau überlaut.

„Zigeuner sind auch Menschen!“ wagte der Bruder noch einzuwerfen, da bekam er aber seinen Treff.

„Ja, Ihr Mannsleute seid eben alle besessen von diesen Teufelsweibern!“ schrie die Bäuerin und strampfte eilig fort ihrem Gehöste zu.

\* \* \*

Die Zigeunerkarawane zog ab an einem Spätabend, als die Nacht schon auf den Bergen lag. — Ein sonnenheißer Tag, an dem auch auf des Schwarzwalds Höhen kein kühlendes Lüftchen wehte, war vorausgegangen. Viele Dörfler gaben den Scheidenden das Geleite bis an die Panngrenze. Die Fremdlinge wollten die Nacht durchfahren, um am nächsten Morgen der neuen Residenzstadt Karlsruhe nahe zu sein.

Der Ulrich Schäuble hatte sich von dem allgemeinen Abschied ferngehalten.

„Er ist eben doch ein guter folgsamer Bub!“ sagte sich die glückliche Mutter wohl hundertmal an jenem Abend. Sie hatte den Glauben an ihr einziges Kind wiedergewonnen.

Drei Tage später fehlte am Frühmorgen der „gute Bub“. — Der alte Knecht — der Michel — wußte zu berichten, daß der Meister gleich nach Mitternacht im Sonntagsgewand mit der umgehängten ledernen



männlichen  
ie Besitzer  
zum Un-  
sen Hun-  
n sie sich  
land dem  
enthalt in  
ächter die  
che fremd-  
auf dem  
wurde sie  
Belt käme.  
vor „dem  
breit, die  
n sich an  
ten gierig  
Instru-  
die harti-  
l eine be-  
en, die es  
en. Drei  
werden be-  
er — wohl  
malerischen  
Boll.  
daß der  
und zehn  
ern — im  
en sei. Er-  
Genossen.

Reisetasche vom Hause weggegangen sei. — Die Bäuerin war starr vor Entsetzen.

„Er wird dem Zigeunermensch nachgezogen sein!“ bemerkte giftig die Jäzilie — die junge Magd, die dem Bauer schon lange vergeblich nachgestellt hatte.

„Sie hat hier keine Bemerkungen zu machen!“ verwies ihr scharf die Witwe Schäuble. „Wegen ihr kann mein Sohn tun und lassen, was er will! Hat sie's verstanden? — Geh sie ihrer Arbeit nach!“

„Aber die Gedanken sind doch zollfrei!“ besetzte im Weggehen die Jäzilie.

„Wo mag der Bub hin sein?“ simulierte die plötzlich aus allen Himmeln gefallene Frau, als sie allein in der Stube zurückgeblieben war. „Was ich nicht alles noch erleben muß? — Am liebsten möchte ich gar nicht mehr auf der Welt sein! — Der Bub wird sich doch nichts antun!“ redete sie irr vor sich hin.

Aber die Geistesgegenwart der Bauernwitwe, die nach dem frühen Tod ihres Mannes, bis der Bub erwachsen war, den großen Hof tadellos bewirtschaftet hatte, regte sich bald wieder. — Der Knecht Michel und die Magd Jäzilie wurden in scharfer Rede dahin belehrt, daß der Bauer eine Reise zu Verwandten habe antreten müssen und daß von seiner Abwesenheit niemand etwas erfahren brauche. Der Michel glaubte ihr aufs Wort. Nur die Jäzilie lachte zu dem Ernst der Lage recht dreckig.

Zu ihrem Bruder eilte die Bäuerin. Sie dachte nicht mehr daran, daß sie ihn so scharf abgetrumpft hatte. — „Der muß helfen! — der allein kann helfen!“ redete sie sich auf dem Wege immer wieder vor.

Daß der Dudmäuser — der Ulrich — ohne Abschied von der Mutter — aus dem Heimathaus verschwunden war, überraschte den Gemeindevorstand sehr und es war ihm nicht einerlei, daß sein Nefse einen so unüberlegten Streich ausführte. — Daß der auf Freiersfüßen ging, war ihm sofort klar, denn er hatte an den Vergnügungssabenden im Röhle wiederholt sehen müssen, wie eine junge Zigeunerin den stolzen Bauernsohn in ihren Vonn lockte. Die zwei tuschelten zusammen wie Liebsleute, und trotzdem die fremde Maid nur wenige deutsche Worte radbreden konnte, mußten sie sich doch verstanden haben. Der Onkel dachte in seinem leichten Sinn nur daran, daß das fahrigte Volk ja bald abziehen werde und daß dann aller Liebeschmerz schnell vergessen sei. — Als der Nefse zu dem Geleite, das viele Dörfler der Karawane bei der Abfahrt gaben, nicht erschien, war er ganz beruhigt. Daß der Schwestersohn der Bande nachziehen könnte, war dem Gemeindevorstand nicht im Traume eingefallen und doch war jetzt die Bescherung da.

Aus diesen Gedanken heraus fragte der Gemeindevorstand seine vor ihm sitzende, leise in sich hineinwehende Schwester ganz unvermittelt: „Was fangen wir denn jetzt mit dem Querkopf an?“

„Ja — Bruder Konrad — Du mußt dich gleich auf den Weg machen, den armen Buben zu suchen. — Du kannst unsere zwei besten Pferde und den Kienwagen nehmen! Du allein kannst mir helfen aus meiner furchtbaren Not!“ koste es, was es wolle — wenn ich nur meinen Buben wieder daheim habe!“

„Wenn aber der Teufelsbraten darauf besteht, die Zigeunerliebschaft fortzusetzen, dann wirfst du ihm wohl dein Haus verbieten! — Oder wie bist du in diesem Falle gesonnen?“ fragte lauernd der hilfsbereite Bruder.

„Nie und nimmer werde ich von meinem Buben lassen. Und wenn er zehn Zigeunerinnen heiratet, ist er doch mein einziges Kind — mein alles! Nie werde ich ihm das Heimathaus verbieten — das Heimathaus, das ich mir ohne ihn nicht denken kann!“ jammerte die Bäuerin.

„Das sind schöne Aussichten für unsere Gemeinde: wenn der verrückte Mensch so ein fremdes Weibsbild hereinbringt, wo er doch unter den Dorf-töchtern die Auswahl gehabt hätte! — Aber ich will meiner Schwester den Willen tun. Ich fahre heute noch weg, ganz allein, mit meinem eigenen Gespann, damit niemand merken kann, wo es hingehet. Karlsruhe zu werde ich mich wenden. Dort wird der Ausreißer wohl zu finden sein, denn dorthin hat sich der Zigeunerhauptmann zum Abschluß von Kauf- und Tauschgeschäften begeben. Ich werde versuchen, dem Ulrich den Kopf zurechtzusetzen. — Er hat ja sonst immer gerne auf mein Wort gehört!“

„Bringe mir den Buben gesund wieder! Ich werde dir den Dienst gewiß nie vergessen!“ — Mit diesen Worten verabschiedete sich die Witwe Schäuble, und der Bruder Konrad machte sich an die Vorbereitungen zu der Abfahrt in die Baden-Durlacher Residenz.

Die Stadt Karlsruhe war anno dazumal noch eine neue Stadt. Im Jahre 1715 hat der Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach im Hardtwald den Grundstein zu einem ausgedehnten Residenzschloßbau gelegt, an den sich die neue Residenzstadt Karlsruhe anschließen sollte. Vom Schloß aus sollten sich die Straßen fächerförmig ausdehnen und die Fächerstraßen sollten durch Querstraßen verbunden werden. Die Gebäude mußten in vorgeschriebener Form, nach holländischen Vorbildern erstellt werden. — Den Baulustigen wurden erhebliche Unterstüßungen gewährt, und so kam es, daß in den ersten fünf Jahren schon über hundert Gebäude aufgeführt wurden. Die neue

Residenzschloß  
Zu  
Karlsruhe  
Wann  
der  
duften  
gewiegt  
markt  
unter  
Schwa  
gute  
deuten



über an

Dur  
des  
auf  
Der  
Zun  
stra  
für  
er  
ihn  
rad  
milien  
sich  
Gemein  
gen  
schon  
derma  
nach  
doch e

Residenzstadt nahm rasch zu. Der großangelegte Schloßbau stand ihr wohl an.

Zu der Zeit, in der unsere Geschichte spielt, war Karlsruhe schon ein vielbesuchter Platz. Handel und Wandel blühten und die fleißige Bauernbevölkerung der Umgebung versorgte den Markt reichlich mit Produkten aller Art. — Gewandte Handwerksmänner und gewiegte Kaufleute hatten sich niedergelassen und die markgräfliche Hofhaltung brachte manchen Verdienst unter die Bürger. Durch die Rheinebene und vom Schwarzwald her durch das Alb- und Murgtal führten gute Straßen zur neuen Stadt, die einen nicht unbedeutenden Verkehr vermittelten.



Aber auf einmal mußte er die Ohren ganz gewaltig spitzen, daß ihm ja kein Wort entging.

Durchs Albthal vor kam an einem heißen Julitage des Jahres 1755 der Gemeindevorstand von D . . . auf der Suche nach seinem verschwundenen Neffen. Der Mann kannte Weg und Steg genau und um das Zunachten herum lenkte er sein Kaleschlein der Ritterstraße zu, wo er im Gasthaus zum „goldenen Wagen“ für die Nacht Unterkunft zu finden hoffte. Dort war er ja bekannt und die behägigen Wirtsleute nahmen ihn und sein Köhlein freundlich auf. Der Herr Konrad Wacker — so hieß der Mann mit Vor- und Familiennamen — war ein weltgewandter Bauer, der sich in allen Lebenslagen zu benehmen wußte. Sein Gemeindeamt führte ihn häufig hinaus aus dem engen Dorfkreis. Er hatte mit Geld und guten Worten schon viele schwierige Händel geschlichtet, aber seine dermalige Aufgabe, die er sich auf der langen Fahrt nach allen Richtungen überlegt hatte, machte ihm doch ernste Sorge.

Als das Roß versorgt war, begab sich der Schwarzwaldbauer in die Gaststube und plazierte sich an einem der sauber geschauerten schweren Eichentische. Er bestellte sich einen guten Schoppen und etwas unter die Bähne. Es war wenig Verkehr in der Wirtenschaft. Nur am runden Tisch — gegen die Einsicht hin — saßen im Dämmerlicht des Sommerabends einige Gäste. Sie mochten dem Beamtenstand angehören, denn die Bürgermänner waren anno dazumal noch nicht daran gewöhnt, dem Dämmerstoppfen zu hulldigen. Einer mit einem feisten runden Kegelfugelkopf, auf dem noch wenige wohlgeordnete Härchen die Blößen decken sollten, führte das Wort. Die anderen waren willige oder unwillige Hörer — so vermutete der Bauersmann; aber auf einmal mußte er die Ohren ganz gewaltig spitzen, daß ihm ja kein Wort entging.

Der Dickköpfige hatte von neuem angefangen: „Ja — und heute habe ich etwas gesehen, was man sich nicht alle Tage leisten kann. Ich hatte doch meinen freien Nachmittag. Da bin ich hinausgebummelt auf die Schiekwiese, wo die Komödiantenwagen stehen und wo die Zigeunerbanden Raft halten. Da gibts immer etwas zu hören und zu schauen. Ich habe das fahrende Volk nicht ungern und heute habe ichs gut getroffen. — Denkt Euch nur: eine regelrechte Zigeunerhochzeit hat stattgefunden. Und das waren keine gewöhnlichen Kerle. Fein sind die aufgestiegen. — Und die Weiber! — da läuft einem das Wasser im Mund zusammen!“ Er ließ mehrere laute Zungenschmalzer los und machte dazu ein Gesicht wie ein verliebter Wallfisch. Dann fuhr er fort: „Für das Fest haben sie einen Platz mit Seilen abgeperrt gehabt. Ich bin gerade noch recht zur Trauung gekommen und hab mir auch noch einen guten Platz erobert, trotzdem schon eine Menge Zuschauer um das Seil herumstanden. Ich kann Euch nun genau erzählen, wie auf zigeunerisch geheiratet wird. Aber jetzt muß ich zuerst einen Schlud nehmen, der Hals wird trocken!“ Er leerte das Glas in einem Zug und strich darauf mit der rechten Hand behaglich den dicken Bauch.

Die Männer am Tisch warteten mit Spannung auf die Fortsetzung der Heiratsgeschichte. Der Wirt und die Wirtin und der fremde Gast waren dicht hinter den Erzähler getreten. Der fuhr fort: „Bei den Leuten muß Wohlstand sein. Die Frauen trugen wertvollen Schmud. Die Stelle auf dem Rasen, auf der die Trauung vor sich gehen sollte, war mit echten Teppichen belegt. Der Hauptmann, in seiner malerischen Amtsstracht, erwartete das Brautpaar. Dieses erschien langsamen Schrittes und senkte sich vor ihm auf die Knie. Um die drei gruppierten sich die er-

wachsenden Mitglieder der Bande in einer Ringreihe, während eine Schar halbwüchsiger Kinder um das Brautpaar herum auf dem Teppich knieten. — Zuerst sang die Ringreihe ein Lied mit fremdartiger herrlicher Melodie — auf zigeunerisch — dessen Worte ich leider nicht verstehen konnte. Dann nahte sich dem Hauptmann ein Jüngling, der einen weingefüllten irdenen Krug auf silberner Platte kredenzte. Der Hauptmann trank dem Hochzeitspaare zu. Er legte die Rechte der Braut in die des Bräutigams und besprengte ihnen die Häupter mit wenigen Tropfen Weines. Darauf reichte er den Krug dem Bräutigam, der auf das Wohl der ihm Angebräuteten trank. Dann machte der Krug die Runde durch die Ringreihe und bis er wieder zum Hauptmann zurückkam, war er natürlich gründlich ausgeblasen. Der ergriff das leere Gefäß und schleuderte dieses mit aller Kraft an einen hinter ihm gelagerten Steinblock, daß es in tausend Scherben zerschellte. Je mehr Scherben, je mehr Glück bedeutete das für das junge Ehepaar. So hat mich die Frau belehrt, die neben mir stand. Was der Hauptmann bei der Zeremonie gesprochen hat — es waren nur wenige Worte — konnte ich nicht verstehen. Zum Schlusse sangen die knienden Kinder mit glöckenhellen Stimmen ein Ringreihenlied und der um die Trauungsgruppe geschlossene Ring führte einen prächtigen kunstvollen Reigen auf. — Damit war das schöne Fest für die Zuschauer zu Ende; denn die Hochzeitsgesellschaft zog sich langsam in das Versteck zurück, das aus den sechs ganz gleichartigen großen Wanderwagen hergestellt war. — Denkt Euch nur — als das neubermählte Paar sich erhob, hab ich einen Blick erhaschen können von der jungen Frau. Herrgott, hab ich gedacht: Philemon du — wenn d' deine Alte nicht am Wein hättest — nur so eine Zigeunerin dürftest du freien. — Herrgott ist das ein Weib — dafür hat man keine Worte. — Ja — und der Kerl, dem dieses Bild von einem Mädchen angetraut wurde, ist gar kein Zigeuner — der sieht eher aus wie ein waschechter schwarzwälder Pauernbursche. — Er scheint zwar kein unweiger Mensch zu sein. — Er schaut so aus, als ob er wüßte, was er will. Die Frau, meine Nachbarin im Zuschauerraum, die auf der Schießwiese gut bekannt zu sein scheint, hat mir vertraulich mitgeteilt, daß der glückliche junge Mann wirklich in dem nahegelegenen württembergischen Schwarzwald daheim und erst heute vormittag angewandert sei!" Der Erzähler langte nach seinem Weinglas und tat wiederum einen kräftigen Zug.

„Lieber Philemon — wenn du uns vielleicht auch ein wenig angelogen hast — schön war die Geschichte

doch. — Ich wollte nur, ich wäre auch dabei gewesen — schon wegen der Beaugapfelung der schönen Zigeunerinnen. — Du machst einem ja lange Zähne!" ließ sich einer der Männer vernehmen, die sonst einträchtig still ihrem Schoppen huldigten. Er strich seinen graumelierten Vollbart und blinzelte die allezeit fröhliche Wagenwirtin süß an.

„Ja, du alter Feinschmecker, da ist dir etwas entgangen. Wenn ich wieder einmal zu einer Zigeunerhochzeit gehe, werde ich nicht ermangeln dich einzuladen!" gab Philemon gelassen zur Antwort.

Der Bauersmann, der sich während dieser Vorgänge unbemerkt an den runden Tisch gemacht hatte, konnte fast nicht erwarten, bis auch er zu Wort kam.

„Herr Philemon!" rief er dem Erzähler zu, „Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen. Ich bin nämlich auf der Suche nach einem Bauernsohn, der mir nichts, dir nichts einer Zigeunerin nachgezogen ist, und ich glaub' Sie haben mich auf die richtige Fährte gebracht. Ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet, Herr Philemon!"

Der fiel dem aufgeregten Mann in die Rede: „Erstens bin ich nicht der Herr Philemon, sondern der marktgräfliche Oberbuchhalter Philemon Blatteis, und zweitens ist es in unserer Residenzstadt unter gebildeten Menschen üblich, daß ein Fremder, der sich in eine Gesellschaft einmischt, vorher sagt wer er ist, damit man weiß, mit wem man es zu tun hat. Aber sonst: übrigens keine Feindschaft nicht! Wir Karlsruher sind verträgliche Menschen."

„Entschuldigen Sie daß ich mich so taktlos benommen habe. Das müssen Sie meiner Aufregung zuschreiben. Ich bin der Gemeindevorstand Konrad Wacker aus D . . . und weiß sonst schon, wenn ich auch nur ein einfacher Bauersmann bin, wie man sich in der Welt zu benehmen hat. Die Wirtsleute vom „goldenen Wagen" kennen mich übrigens und sie haben mich auch heute — wie schon oft — freundlich aufgenommen. Diesmal führt mich eine unangenehme Mission in die Stadt Karlsruhe. — Ich soll meinen Neffen — den Sohn meiner leiblichen Schwester — der einer Zigeunerin nachgezogen ist, auffuchen. Die Spuren wiesen nach Ihrer Stadt, und der Hochzeit, von dem der Herr Oberbuchhalter erzählt hat, wird wohl kein anderer als mein Neffe sein. Sie können sich denken, daß das mich in große Aufregung gebracht hat."

„Die arme Mutter!" jammerte die Wagenwirtin.

„Warum denn? das kann doch eine ganz gute Ehe geben. Der junge Mann hat keinen schlechten Gesichtsmaß!" meinte Philemon.

„Ja — denn ein Wagenw."

„Aus — Vielleicht Die Z. Banderj sich tauf der jung wurde? kann un Auskunf nach die ten Glä einer je den schre

Der B erzählte in seinen Wohnwa bad her Plake vo habe. — gewesen Der Ob er zu se Erlaubi Dorfe und Ju in Ordn Wufentho der lang den Son die Mast habe. I der Abe sang un angezoge bei solch — bald weib be

„Ich wenn ich fremdlar matlicher eine Wi vernünft wird, we der Wal

„Ja — aber das ist doch eine Heidin! — Wie kann denn einer mit einer Heidin glücklich werden?“ Die Wagnwirtin ließ sich nicht so leicht beschwichtigen.

„Aus einer Heidin kann eine gute Christin werden. Vielleicht ist die junge Frau sogar christlich getauft. Die Zigeuner lassen nämlich häufig ihre auf der Wanderschaft auf die Welt gekommenen Kinder christlich taufen. Also sind sie nicht alle Heiden. — Wie der junge Mann mit dem schönen Mädchen bekannt wurde? — das möchte ich gerne wissen und darüber kann uns gewiß der hier anwesende Herr Onkel Auskunft geben.“ Der Herr Oberbuchhalter langte nach diesen Worten wiederum nach dem frischgefüllten Glas und seufzte ernstlich darüber, daß man bei einer solchen Hitze überhaupt nicht imstande sei den schrecklichen Durst zu bewältigen.

Der Bauersmann ließ sich nicht zweimal bitten. Er erzählte auf gut schwäbisch: daß vor zwei Wochen in seinem Dorfe eine Zigeunerbande mit drei großen Wohnwagen, gezogen von guten Pferden, vom Wildbad her eingerückt sei und sich auf dem großen freien Platze vor dem Gasthaus „zum Röhle“ niedergelassen habe. — Es seien das keine gewöhnlichen Purzler gewesen — sie hätten sogar recht nobel ausgesehen. Der Oberste der Bande — Hauptmann behauptete er zu sein — habe bei dem Gemeindeoberhaupt um Erlaubnis zu einem zehntägigen Ruheaufenthalt im Dorfe nachgesucht. Als Gewerbe habe er Goldschmied und Juwelenhändler angegeben. Die Schriften seien in Ordnung gewesen, so daß kein Grund vorlag, den Aufenthalt zu verweigern. Diese Menschen seien von der langen Reise — vom Osten her — in der glühenden Sommerhitze so abgemattet gewesen, daß ihnen die Raft auf der Schwarzwaldhöhe recht wohlgetan habe. Die Tage hätten sie verschlafen, aber wenn der Abend niedersank auf die Berge, habe Viedersang und Saitenspiel die einsamen Höhenbewohner angezogen. Keine Festabende seien das gewesen und bei solcher Gelegenheit müsse sein sonst ehfeindlicher — bald dreißigjähriger — Neffe sich dem Zigeunerweib verschrieben haben.

„Ich bin zu spät gekommen. Ich bin zufrieden, wenn ich meinen starrköpfigen Neffen mit seinem fremdländischen Ehegespons zur Rückkehr in die heimlichen Berge bestimmen kann. Seine Mutter — eine Witwe in vorgerücktem Alter — ist eine gute, vernünftige Frau, die mit allem einverstanden sein wird, wenn sie nur ihren Buben wieder hat!“ schloß der Waldbauer seine Mitteilungen.

„Armes Zigeunerkind Bub lieb haben!“ „Gutes Mutter auch!“ „Bald lernen ganz teutsch!“ — Das waren die ersten deutlichen Sätze, die die Witwe Schäuble von ihrer Schwiegertochter zu hören bekam.

Wie der Chronist schreibt, sind die Liebesleute ganz geräuschlos eingezogen auf den „unteren Hof.“ — Er schreibt auch, daß ein unliebsames Gerede entstand: hauptsächlich derowegen, daß man eine Heidin im Dorf bulden müsse. Das sei vor Gott und der Welt nicht recht, ließen sich scharfe Zungen hören. — Der Pfarrer konnte beschwichtigend eingreifen. Er traute das Paar in der Dorfkirche auf Antrag des Gemeindevorstandes, der für die junge Frau einen evangelischen Tauffchein aus dem Jahre 1735 vorwies, den ihm der Zigeunerhauptmann übergeben hatte. Sie war rechtmäßig auf die Namen Theresia Magnolia getauft und war das Kind der Schwester des Hauptmannes. Die Eltern lebten nicht mehr.

Die Frau Schäuble hat ihren Hof auf den Sohn und dessen Ehefrau überschreiben lassen. Die drei Menschen lebten in Frieden und Eintracht; sie kümmernten sich wenig um die Umwelt.

Neugierige Weibs- und Mannsleut stellten sich ein, die gerne in den Zigeunerhaushalt geblickt hätten; aber da war nichts Ungewöhnliches zu erspähen. Meistens war nur die alte Frau zu treffen, die den Leuten frei heraus erklärte, daß ihre Schwiegertochter kein Meerwunder, sondern ein Mensch — wie andere Menschen auch — sei. — Die Hauptsache sei, daß sich das junge Paar gerne habe, und auch sie habe an der Wahl ihres Sohnes gar nichts auszusetzen. So trumpfte die Frau Schäuble die Späher ab: mochten sie im Mannskittel oder im Weiberrod steden.

In Wirklichkeit war die junge Zigeunerin ein einfaches, gemüthvolles, bescheidenes Wesen und durchaus keine Schmeichlerin, sondern ein gut erzogenes ehrliches Geschöpf. — Das war es was die alte Frau so überglücklich machte. — Bald konnte die Schwiegertochter auch ein wenig schwäbeln. — „Bub mich es gelehrt hat! — Liebe bester Sprachlehrer ist! — Aber Bub nicht zigeunerisch lernen soll! — Ich ganz Schwäbin werden!“ redete sie der Mutter bei der Hausarbeit, in die sie sich rasch eingewöhnte, vor.

Bei der Feldarbeit wollte sie auch überall dabei sein und der junge Bauer war bald an ihre Hilfsbereitschaft so gewöhnt, daß er nicht recht schaffensstroh werden konnte, wenn er sie nicht um sich hatte.

Zur Sonntagsfeier erschienen der Hofbauer Ulrich Schäuble und sein junges Weib regelmäßig beim Gottesdienst. Dort zeigten sich die Vielberedten der Gemeinde. Die fremdländische junge Frau hatte

freundliche Blicke und stumm nickende Grüße für alle. Daß dieses zierliche, wohlgestaltete, schöne Weib in seiner eigenartigen Gewandung abtack gegen die heimische Frauenwelt, fiel bald nicht mehr auf. — Die persönliche Achtung hatten die Dorfbewohner der jungen Frau übrigens nie versagt.

Die Sonntag-Abende auf dem unteren Hof gehörten der Mutter Schäuble. Da holte die Tochter die Fiedel hervor und sang zum Saitenspiel mit ihrer frischen Altstimme die wohlklingenden Lieder der ferneren Heimat. Die alte Bäuerin konnte nie genug bekommen an diesem oft frohmütigen, oft auch wehmüthvollen Melodien. — Sie wunderte sich nicht mehr, daß der Bub diesen Tönen nicht hatte widerstehen können.

Mehrstenteils sind die Kalendergeschichten aus, wenn sich die Zwei — um die es sich dreht — gefunden haben. — Diesmal kommt aber die Hauptsache erst hinten nach, denn der Storch spielt in dieser alten Liebesgeschichte eine Hauptrolle. Das erstemal kam er an einem sonnigen Vormittag sachte an und brachte ein herziges, kleines, goldiges Mädel das — nach dem Urteil der Gevatterinnen — ganz das Ebenbild der Mutter und des — Vaters war. Die Kindsmutter wünschte, daß ihr Erstgeborenes auf den echt schwäbischen Namen „Bärbele“ getauft wurde.

Wenn der Verfasser sich jetzt wieder auf den Chronisten bezieht, so muß er vor allem seine vielliebten Leserinnen bitten, nicht zu erschrecken, daß dieser grausame Mann aus den Kirchenbüchern festgestellt hat, daß derselbe Vogel beim Waldbauer Ulrich Schäuble und seiner Ehefrau Theresia Magnolia auf dem „unteren Hof“ nicht weniger als vierundzwanzigmal eingekehrt ist. Man kann schon sagen: er hat sich dort häuslich niedergelassen. — So hat sich rasch ein Häufchen Kinder angesammelt. Alle Jahre kam halt ein Diesjähriges. Es war nur gut, daß das Wohnhaus geräumig war, sonst hätten sie ja nicht alle Platz gehabt. — Mädel — lauter Mädel kamen zuerst. Die waren wie aus einem Modell gegossen: herzige, lebhaft, gesunde Geschöpfe. Sie wuchsen davon wie der Schwamm. — Mit rührender Sorgfalt — so berichtet der Chronist — habe die Großmutter die Enkelchen gepflegt und betreut. Sie habe alle Tage zu Gott gebetet, daß er ihr ein langes Leben schenke, da die Kindlein sie ja doch nicht entbehren könnten. Und die kindergebärende Frau aus dem Zigeunergeschlecht habe geblüht wie eine Rose, das hätten selbst die rauhgebeizten Schwarzwalddweiber nicht verfehlen

können: wo die die Kraft hernehme. — Die Frau Schäuble sei ihrem Manne gefolgt zur Feldarbeit bis an den Tag der Niederkunft hin und aus dem Wochenbett sei sie früher aufgestanden als die geizigste Bäuerin. — Einmal hätte man sie auf der Wiese auf den Heuwagen betten müssen und bis die Fuhr an dem Hofgebäude angelangt sei, habe die Theresia Magnolia ihren ersten Bub — der auf den Namen Christian getauft worden sei — geboren gehabt.

Der Chronist weiß weiter zu berichten, daß die von Gestalt große und schlanke Frau mit ihren Feuer-Augen und dem rabenschwarzen Haargelock auch, nachdem sie das Schwabenalter überschritten hatte, für Männer noch berückend gewesen sei — es hätte sich aber keiner an sie herangewagt. Unter der Kinder-schar habe sie ein strenges Regiment geführt und Zucht und Ordnung gehalten. Sechzehn Mädchen und acht Buben seien es gewesen, und keines davon habe im jugendlichen Alter sterben müssen. Das wolle gewiß viel sagen bei einer solchen Herde. — Auch die Großmutter habe noch die Hochzeit ihres ältesten Enkelkinds erleben dürfen. Das „Bärbele“ sei einem nicht weit weg, aber tief im Wald wohnenden Förster als Ehegespons gefolgt.

Die Bauerntöchter des Dorfes seien eifersüchtig geworden auf die Zigeunerherzen — so nannten sie die Töchter vom „unteren Hof“ — die das große Geriß hätten, während die Mädels der einheimischen Schwabenmütter überständig werden könnten. — Eine habe sogar ein rechtsmäßiger Herr aus der Stadt Pforzheim als Ehefrau heimgeholt und zwei seien als Gastwirtsfrauen in ganz gute Häuser im Wildbad gekommen. Am meisten Ärger verursachte aber die Tatsache, daß auch die eingefessenen heiratslustigen Bauernsöhne gerne in das Zigeunernest schmeckten und daraus ihre Frauen holten, und dadurch seien nach und nach alle einheimischen Geschlechter mit dem „unteren Hof“ in verwandtschaftliche Beziehungen getreten. Der Chronist meint zwar, es sei kein Schaden gewesen, daß in die harten Kaltblütigen Schwabenschädel eine Auffrischung gekommen sei. — Die Töchter der Theresia Magnolia hätten tüchtige Bauern- und Handwerkerfrauen abgegeben. An frohgemutem Sinn und an Arbeitsfreudigkeit habe es keiner gefehlt. — Das Verständnis für Musik und die Freude am Gesang hätten sie alle von der Mutter ererbt gehabt. Also seien die lustigen Zigeunermädel alle weggeheiratet worden. Keine einzige sei alte Jungfer geblieben.

Noch weist der Chronist darauf hin, daß die Söhne des Ulrich Schäuble — im Gegensatz zu den Töchtern

— in Ge  
hätten.  
große L  
schwarz  
überkom  
sich sech  
feien  
hätten  
Jakob  
worden.  
große  
Arbeits  
sei ein  
der fei  
men.  
Er hab  
habe w  
Leistung  
treffen.  
Schäub  
sei Sa  
Die sei  
auf den  
Kaiserf  
Ziel all  
mals  
dort  
seien v  
blieben  
nis erf  
Buben  
zwei  
in der  
Freude  
zum W  
in der  
Stadt  
habe er  
Von d  
wußt,  
habe b  
eine fe  
Zeit se  
— Er  
hüfigen  
gen sei  
fundes  
beschrieb  
sei Got  
Famili  
Lamb

— in Gestalt und Art — ganz dem Vater nachgeschlagen hätten. Nur die außergewöhnliche Lebhaftigkeit, die große Vorliebe für den Fidelbogen und die Kohlrabenschwarzen Haupthaare hätten sie von der Mutter überkommen gehabt. Von den acht Söhnen hätten sich sechs im Dorfe niedergelassen. Die zwei ältesten seien auf dem väterlichen Hof geblieben und zwei hätten sich in andere Gehöfte eingeheiratet. Der Jakob und der Johannes seien tüchtige Holzhauer geworden. Sie hätten sich zusammengetan und hätten große Aufträge übernommen, zu denen sie noch viele Arbeitsleute hätten zuziehen müssen. Der Johannes sei ein guter Rechner gewesen und die beiden Brüder seien langsam zu behäbigem Wohlstand gekommen. Der Jakob sei musikalisch sehr begabt gewesen. Er habe eine Dorfmusik gegründet, die er instruiert habe wie der beste Kapellmeister. Überall seien die Leistungen derselben als hervorragend anerkannt gewesen. — Die zwei jüngsten Buben des Ulrich Schäuble hätten sich dem Handwerk zugewendet, einer sei Sattler und der andere Kupferschmied geworden. Die seien als Handwerksburschen mit dem Ränzlein auf dem Buckel in die Welt gewandert. Aus Wien der Kaiserstadt an der blauen Donau, dem damaligen Ziel aller süddeutschen Handwerksgefallen, seien mehrmals Gelegenheitsberichte von den beiden, durch von dort kommende Wanderburschen eingetroffen. Dann seien viele lange Jahre die Nachrichten ganz ausgeblieben, was die alternde Mutter mit großer Besorgnis erfüllt habe, weil sie gerade an ihren jüngsten Buben am meisten gehängt sei. — Doch seien die zwei Handwerksmänner nicht umgekommen gewesen in der bösen Welt. So sei eines Tages, zur großen Freude aller Familienzugehörigen, der Kupferschmied zum Besuch in der Heimat angelangt. Der habe sich in der nicht allzuweit entfernt gelegenen badischen Stadt Mannheim niedergelassen gehabt. Weib und Kind habe er dort gehabt und ein gutes eigenes Geschäft. — Von dem Bruder Sattler habe er zu berichten gewünscht, daß es ihm gut gehe, daß er aber in Wien habe bleiben müssen, weil er die Meisterstochter — eine festsche Wienerin — geheiratet habe. — Um diese Zeit sei der Vater Ulrich Schäuble schon tot gewesen. — Er sei im achtundsechzigsten Lebensjahr an einem hitzigen Fieber, das auf dem Schwarzwald umgegangen sei, nach kurzer Krankheit gestorben. — Ein gesundes langes Leben sei der Frau Theresia Magnolia beschieden gewesen. Bis an das Ende ihrer Tage sei Gott mit ihr gewesen. Das Emporbliühen ihrer Familie habe sie mit lauterer Freude und seliger

Dankbarkeit gegen den höchsten Lenker der Menschenschicksale erfüllt.

Als sie gegen das Ende ihres dreiundneunzigsten Lebensjahres die Augen für immer geschlossen habe, hätte die Zahl ihrer Enkel und Urenkel über das erste hundert hinaus gereicht.

Der Chronist meint: so etwas sei auf dem ganzen Schwarzwald seit ewigen Zeiten nicht vorgekommen, und werde wohl auch so lange die Welt stehe, ein zweites Mal nicht wieder in die Erscheinung treten. Darum habe er für die Nachwelt alles so sorgfältig aufgezeichnet.

In der neueren Zeit hat sich die frühere Waldgemeinde wesentlich verändert. — Jetzt spazieren im Hochsommer, auf gut geebneten Wegen, im schattigen Hochwald elegante und auch schlampige Damen und erholungsbedürftige Stadtherren. Gut eingerichtete Gasthäuser stehen dem fünfzehnhundert Einwohner zählenden Dorfe wohl an. Auch stolze Landhäuser sind entstanden, und selbst die Pauerströmer und Handwerker haben sich dazu entschlossen, sogenannte Kurgäste zu beherbergen. Wenn nicht viel dabei herauskommt, ist es wenig, und bei dem ewigen Geldmangel ist auch das Wenige willkommen. Das Kriegselend und die traurige Nachkriegszeit hat viel Verlust an Blut und Gut über die Gemeindeangehörigen gebracht. Viel junge Männer sind gefallen auf dem Felde der Ehre. Unendliche Trauer ist über deren Familien gekommen. Und die Sparpfennige der Bäckerleute, die sie dem harten Leben abgerungen hatten — wo sind denn die geblieben? — Im Währungsschwundel sind sie untergegangen — verschwunden auf Nimmerwiederkehr. — Das war doch gutes reales Geld — wie soll denn das verschwinden können? — hört man manchen sagen. — Zum Verständnis solcher Finanzskandale reicht ein einfacher Menschenverstand nicht aus.

Der Kalenderschreiber kann seinen Lesern und vielen Leserrinnen zum Schlusse noch berichten, daß das Zigeunerblut sich im Laufe der Jahrhunderte als guter Einschlag in das Schwabenblut erwiesen hat. Sein Gewährsman hat festgestellt, daß heute achtzig Prozent der Bevölkerung mit der Familie des Ulrich Schäuble und der Theresia Magnolia — der Zigeunerin — verwandt seien. Besonders im weiblichen Geschlechte sei die Zusammengehörigkeit unver-

lennbar. — Die dunkle Hautfarbe, die schwarzen Haupthaare, die Lebhaftigkeit, die Vorliebe für Gesang und Musik seien offenbar als vererbte Eigenschaften zu betrachten. Bei dem Mannsvolk seien solche auffälligen Veränderungen weniger zu erkennen. „Gut württembergisch alleweg!“ seien übrigens Mann und Weib. — Die Sehnsucht der Bevölkerung habe durch das Zigeunerblut nichts eingebüßt. Bei der guten Mutter Theresia Magnolia sei übrigens der Wandertrieb ihres Volkes ja auch vollständig zurückgetreten.

Das Walddorf ist jetzt nicht mehr so weltabgeschieden wie einst. Zu Sommerszeit verkehren dort täglich, zu bestimmten Stunden, große Kraftwagen, die das Wilbbad mit Baden-Baden verbinden. Auch Korkstrühe ist von Herrenalb aus mit der Kleinbahn leicht zu erreichen.

Wenn die Kalenderschreiber der Geschichte von der „alten Liebshaft“ manches hinzugebichtet hat, so mögen ihm ortskundige Leser zugute halten, daß ja nicht alles, was im Kalender steht, buchstäblich wahr sein braucht.

Daß die Zigeunerheirat von anno 1755 für diese Gemeinde von „eminenter Tragweite“ gewesen sei, wird wohl niemand bestreiten wollen. Ein Stück eigenartiger Kulturgeschichte steckt jedenfalls in den Vorgängen, die der Erzählung zugrunde gelegt sind.

H. W.



## Ein gutes Mittel.

In alemannischer Mundart.

S' Bizenze Magd rüeft ganz verblüft:  
„Jez maini grad, i müeh i-d-Lüft.  
Wie tüend mer mini Zäh so weh!  
Jst denn kain Dokter nienemeh,  
Wo Mittel weiß für so ne Bi?  
I bi scho vierzäh Täg ganz hi.“

Da g'hört de Ferdi und er sait:  
„I waiß e Mittel, Adelhaid,  
Da het scho mengem s'Zahweh gno:  
Mueßt dreimol schnell um d'Kirche goh,  
Doch a kain Fuchs darfst dabei dente.  
Wenn da nit hilf, so lomi hente.“

„Da wär e Mittel allerdings“,  
Sait d'Adelhaid „und zwor e rings.  
Drum mueß probiert si uf der Stell!“  
D'Stroß ab zur Kirche rennt si schnell,  
Und s'goht nit lang, se chunt si zrug  
De Ferdi wartet uf der Brugg

Er lachet schlau de Rog und sait:  
Wie isches gange, Adelhaid?  
Oje rüeft die vo witem scho:  
„Grad zweimol hini umecho.  
Und woni s'dritt schier ume hi,  
Chunt mer de rot Chaib no in Si.“

Alexander Württenberger-Eichberg.